

Ansprache 1. August 2018

Liebe Ennetbadenerinnen, liebe Ennetbadener
Liebe Gäste

Lassen Sie mich mit einer einfachen Feststellung anfangen:

Wir leben in bewegten, in ungewissen Zeiten.

Eine neue Weltordnung scheint auf uns zuzukommen. Vieles, was uns während Jahren sicher und selbstverständlich war, ist ins Wanken geraten. Die Zukunft ist so ungewiss wie lange nicht mehr.

Weltweit verschieben sich die Gewichte. Auch in der Schweiz haben wir für etliche Herausforderungen – ich nenne nur die demografische Entwicklung, das heisst: die Gesellschaft, die immer älter wird, mit allen damit zusammenhängenden Fragen (Renten, Pflege, Generationenvertrag) – im besten Fall angedachte Strategien, aber noch keine Lösungen gefunden.

Das verunsichert und macht vielen Menschen Angst. Sie sehnen sich nach Sicherheit. Und es ist auch ein legitimes Recht, ein Leben in Sicherheit einzufordern.

Angst ist ein zutiefst menschliches Gefühl. Sie ist oft notwendig, weil Angst uns davor schützt, Dinge zu tun, die verheerend enden können. Es ist zum Beispiel sinnvoll, Angst zu haben, eine Felswand hinaufzuklettern, wenn man die sportlichen Fähigkeiten dazu nicht hat, oder in einen Bergbach zu springen, wenn man seine Tiefe und die Beschaffenheit des Bachbettes nicht kennt.

Eine Redensart sagt allerdings auch: Angst ist ein schlechter Ratgeber.

Ich stelle fest, dass die unsichere Zeit, in der wir leben – die Angst vor der Ungewissheit – dazu verleitet, die Vergangenheit in goldenem Licht zu sehen: Früher war's gut. Es war noch nicht alles so kompliziert, so unübersichtlich, so gefährdet. Wenn wir's nur wieder so hätten, dann wär's gut.

Die Welt ist vielen Menschen fremd geworden – sie fühlen sich nicht mehr daheim, wo sie daheim sein wollen. Die Globalisierung und die Digitalisierung – die beiden grossen Entwicklungsschritte (Entwicklungssprünge eigentlich) der letzten zwei Jahrzehnte – haben die Welt und damit unser Empfinden von der Welt grundsätzlich verändert. Viele glauben, ihnen würden mit diesen Neuerungen Identität und Heimat zerstört, sie würden entwurzelt.

Mit dieser Verunsicherung lässt sich erfolgreich Politik machen: Identität, kulturelle Wurzeln sind zu oft bemühten Begriffen im politischen Vokabular geworden. Sie werden wohl auch heute in manchen Reden zum 1. August vielerorts bemüht.

Aber ist denn so leicht auszumachen, welches unsere Wurzeln sind? Sind schweizerische oder – wenn wie etwas grösser denken – abendländische Identität tatsächlich fixe und fundamentale, unverrückbare Grössen – wie populistisch-nationalistische Politiker in ganz Europa weismachen wollen?

Reden wir am 1. August vor allem von der Schweiz: Dass Ihre, meine, unsere Vorfahren alle beim Rütli Schwur dabei gewesen sind oder zumindest eine Kopie des Bundesbriefes in der Stube oder über dem Esstisch aufgehängt hatten, das zu behaupten fällt heute auch dem senkrechtsten Patrioten nicht mehr ein. Wir wissen: 1291 und der Bundesbrief sind ein Mythos, ein Gründungsmythos, den der republikanische Nationalstaat Schweiz im 19. Jahrhundert geschaffen hat.

Unsere Wurzeln stecken nicht in der Erde der Rütliwiese. Aber wo sonst? Gibt es überhaupt eine Schweizer Geschichte, die sich wie ein Baum lesen lässt: mit Wurzeln, aus denen alles gewachsen ist? Ein Schweizer Baum wie es den Nussbaum, den Apfelbaum, den Birnbaum gibt? Wenn es so wäre, dann würden wir wie Früchte an unserem Schweizer Baum hängen, man würde uns am Geschmack erkennen...

Sie sehen: Das ist ein etwas seltsamer Gedanke. Geschichte ist ein dynamischer Prozess. Geschichte ist Entwicklung, ist Austausch, ist Auseinandersetzung (auch kriegerische). Aber Geschichte ist auch gegenseitige Befruchtung und Assimilierung: Das Fremde vermischt sich mit dem eigenen, wird vielleicht zu etwas Neuem und so weiter.

Der italienische Philologe Maurizio Bettini hat ein lesenswertes kleines Büchlein geschrieben, das heisst: «Wurzeln – Die trügerischen Mythen der Identität». Es ist in diesem Frühjahr auch auf Deutsch erschienen. Bettini hinterfragt kritisch die Begriffe Wurzeln und Identität und schlägt vor, statt von Wurzeln besser von einem Fluss zu reden. Ein Fluss speist sich immer wieder von Nebenflüssen und wird so zu einem andern und bleibt doch derselbe. Der Fluss zeigt, wie Kulturen durch Austausch und Bereicherung entstehen – ob das eine klassische Hochkultur ist oder eine Esskultur, eine Wohnkultur oder schliesslich auch eine politische Kultur.

Die Metapher der Wurzel, so sagt Bettini, führe zu einer Gesellschaft, die zuerst einmal ausschliesst, was man als nicht zum eigenen Baum gehörend empfindet. Zum Fluss aber gehört unabdingbar, dass er fliesst und sich immer neu speist. So trocknet er nicht aus.

Wer aber von den Wurzeln redet, der redet einer Mentalität das Wort, die knapp zusammengefasst sagt: «Das sind wir – das sind die anderen». Und mit diesen anderen wollen wir möglichst nichts zu tun haben. Der emeritierte Zürcher

Literaturprofessor Peter von Matt hat jüngst in einem Interview gesagt, es fehle in der Schweiz an einer Nachbarschaftskultur.

Ich stelle fest, es geht heute noch oft über die einfache Ignoranz des Anderen und des Fremden hinaus: Ich höre im Ton, wie politische Diskussionen in Talk Shows, aber vor allem in Internet-Foren geführt werden, dass das Fremde, das Andere nicht nur abgelehnt, sondern dass es regelrecht vernichtet werden soll. Die Anonymität des Internets setzt inzwischen Ressentiments frei, die Angst machen. Man verunglimpft die Gutmenschen, die Eliten, die Wissenschaftler. Aber auch die Fleischesser, die Menschen, die ihre Kinder impfen, die Menschen, die aus Glaubensgründen gegen die Abtreibung sind – kurz: die Andern, die, die nicht der eigenen Meinung sind. Was mich erschreckt: Diese Menschen, die andere verbal vernichten und es wohl oft gar physisch gerne tun würden, fühlen sich moralisch derart im Recht, dass sie glauben, den anderen seiner ganzen Würde berauben zu dürfen.

In der Sprache der militanten Islamisten sind diese Anderen «die Ungläubigen». Die Militanten hierzulande – welcher Couleur auch immer – sind ihnen nicht unähnlich.

Was mich bedenklich dünkt: Die Online-Portale schüren diese Hasstiraden, indem sie genau wissen, welche Themen und welche Namen so genannte Aufreger sind und also Klicks generieren. Die Fernsehsender laden die grössten Schreihälse und Provokateure in die Sendungen ein. Sie versprechen Quote, Aufregung, Aufmerksamkeit.

Mich erschreckt der Ton, der inzwischen herrscht:

- wenn andere Meinungen mit Shitstorms eingedeckt werden
- wenn andere Meinungen als Lügen desavouiert werden
- wenn wissenschaftliche Erkenntnisse abgelehnt werden, weil sie nicht ins eigene Weltbild passen
- wenn alternative Fakten die Wirklichkeit ausblenden, weil «nicht sein kann, was nicht sein darf».

Statt Verständigung schaffen wir Feindbilder und vor allem schaffen wir ein Klima, in dem Politiker mit einfachen und autoritären Lösungsansätzen, mit Verschwörungstheorien und alternativen Fakten, mit dem Hang zu raschem Handeln statt zu langwierigem Verhandeln gross und populär werden können.

Inzwischen gibt es Staaten in Europa, die von solchen Politikern geführt werden. Man konstruiert nationale Identitäten und schliesst aus, was der Identität nicht entspricht (oder man glaubt, dass es ihr nicht entspricht). In Polen soll so die Geschichtsforschung eingeschränkt werden und die Justiz der vermeintlichen nationalen Identität untergeordnet werden. Letztlich läuft dies auf eine

Abschaffung des Rechtsstaates hinaus.

Ich frage am 1. August: Wollen wir diesen Weg auch in der Schweiz gehen:

- Geschrei statt zivilisierter und kultivierter Auseinandersetzung?
- Autokratie statt Demokratie?
- Behauptungen statt Tatsachen?
- Ausschluss statt Einbindung?
- Emotionen statt Vernunft?

Ich habe es gesagt: Geschichte ist ein dynamischer Prozess. Die Schweiz ist zu dem geworden, was sie heute ist, nicht allein durch eigene Kraft. Wir waren immer Teil von europäischen Entwicklungen. Wir haben profitiert vom Austausch, von der Vernunft kluger Köpfe, die sinnvoll für unser Land adaptiert haben, was sie in der Fremde gesehen und gelernt hatten.

Demokratie ist eine schwierige und oft mühselige Staatsform. Ich verstehe, dass Menschen ob der langen, oft komplizierten Prozesse ungeduldig und müde werden. Dass sie die Demokratie angesichts der vergleichsweise unglaublich raschen wirtschaftlichen und vor allem technischen Prozesse als wenig wirkungsvoll und entsprechend den eigenen Einfluss als gegen Null tendierend empfinden.

Soll man deswegen aber die Demokratie auf- und der Autokratie Raum geben? Hau-Ruck und das Recht des Stärkeren als politische Leitmaximen?

Es gibt inzwischen ein fruchtbarer Boden für solche Gedanken auch in der Schweiz. Mehrheitsfähig – das allerdings glaube ich – sind sie nicht.

Trotzdem müssen wir aufpassen, dass Politik- und Demokratieverdrossenheit nicht einer schleichenden Entdemokratisierung den Weg bahnen.

Wissen Sie – und damit komme ich zum Schluss auch noch auf Ennetbaden zu sprechen – wann ich an unsere Demokratie glaube?

- Nicht, wenn ich Talk Shows im Fernsehen ansehe und anhöre.
- Auch nicht, wenn ich gescheite Leitartikel in den Zeitungen lese.
- Und auch nicht am 1. August, wenn wieder landauf-landab unsere direkte Demokratie beschworen wird.

Nein, an die Demokratie glaube ich, wenn ich auf dem Balkon meiner Wohnung stehe und direkt zum Gemeindehaus hinunter blicke und am Abend Licht im Sitzungszimmer im Dachstock stehe. Dann weiss ich: Die Finanz-, die Bau- oder die Wald-, Natur- und Landschaftskommission haben eine Sitzung. Fernab vom Lärm der Talk Shows und der knalligen Zeitungsschlagzeilen bemühen sich hier Menschen mit unterschiedlichen Ansichten, Präferenzen und Vorstellungen

Lösungen für ein Gemeinwesen zu finden. Lösungen, die schliesslich von allen getragen werden können: vernünftig und mit Empathie für die Menschen in unserem Dorf.

Dafür muss man nicht alle Menschen mögen.
Aber man soll ihnen mit Anstand, Respekt und Wertschätzung begegnen.

Die Welt ist nicht in Freund und Feind eingeteilt. Zu was solches denken führt, hat Europa im 20. Jahrhundert auf grausamste Weise erfahren. Das soll nicht wieder passieren.

Wir leben in unsicheren Zeiten, habe ich am Anfang gesagt. Und dass das Angst machen kann.

Aber die Angst darf uns nicht den vernünftigen, unbestechlichen Blick auf die Welt trüben. Sie darf uns nicht vergessen machen, was wir den Mitmenschen schuldig sind: Mitmenschlichkeit.

Das wünsche ich an diesem 1. August uns, unserem Land, der Gemeinde Ennetbaden.

Ennetbaden, 1. August 2018